

*Review-Essay*

**ARNO SONDEREGGER**

**Mandelas Hunderter**

Stephan Bierling: Nelson Mandela: Rebell, Häftling, Präsident.  
München: C.H. Beck, 2018, 416 Seiten, 24,95 Euro.

Anlässlich des hundertsten Geburtstags Nelson Mandelas, der im Dezember 2013 in seinem sechsundneunzigsten Lebensjahr hochbetagt verstarb, erschien 2018 im Münchner Verlag C.H. Beck eine Biographie. Eine so zeitnahe Einschätzung der Bedeutung eines Menschenlebens vorzunehmen ist immer eine schwierige Aufgabe. Festzustellen, was von bleibender Relevanz sein wird und was nicht, ist umso schwieriger in einem Fall wie dem von Nelson Mandela, dessen letzter Lebensabschnitt mit einer epochalen Zäsur zusammenfiel. Dieser Einschnitt lässt sich einerseits an der Erosion und Auflösung des rassistischen Apartheidstaats seit den 1980er Jahren festmachen, verursacht durch die Kombination innerer systemischer Widersprüche, des zunehmenden Widerstands der Unterdrückten und dem Ende des Kalten Kriegs. Andererseits lässt er sich an den Bemühungen um ein neues Südafrika seit 1994 erkennen, in dem erstmals alle Südafrikanerinnen und Südafrikaner gleiche Bürgerrechte besitzen sowie Versöhnung und Herstellung von Chancengleichheit zu Leitprinzipien künftiger Entwicklung ausgerufen wurden. Diese Epochenzäsur, die sowohl global- als auch südafrikahistorisch spezifisch begründet werden kann, fällt mit Mandelas Entlassung aus dem Gefängnis, nach 27jähriger Inhaftierung, im Februar 1990 zusammen. Mandela war zu diesem Zeitpunkt fast 72 Jahre alt.

Nach den Wahlen im April 1994, die der *African National Congress* (ANC) mit überwältigender Mehrheit gewann, bildete Mandela, nun 76,

die erste freie Regierung in der Geschichte Südafrikas – eines zunächst kolonialen Herrschaftsgebildes, das in den bis heute bestehenden Territorialgrenzen im Rahmen konkurrierender europäischer Imperialismen zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden war. Mit der Gründung der Südafrikanischen Union im Jahr 1910 agierte dieses Gebilde als Commonwealth-Dominion bereits in wesentlichen Zügen autonom, 1931 erlangte es die gesetzgeberische Unabhängigkeit von Großbritannien. Ein Ende der Fremdherrschaft bedeutete solche Unabhängigkeit freilich nicht, die systemische Unterdrückung aller „nicht-weißen“ Akteure im Land – also mehr als 90 Prozent der Gesamtbevölkerung – ging ungebrochen weiter. Mit der Durchsetzung der Apartheid-Politik nach dem Wahlsieg der buri-schen Nationalpartei 1948 wurde sie sogar in einer Weise systematisiert und juristisch abgesichert, wie es zuvor nur in Nazi-Deutschland praktiziert worden war.

Anders als die nationalsozialistische Herrschaft überdauerte die Apartheid in Südafrika vier Jahrzehnte. Einer der Erklärungsfaktoren ist die durchaus wohlwollende Unterstützung des Regimes durch die mächtigen Staaten der sogenannten „freien Welt“, die im „weißen“, industriell-kapitalistisch operierenden Südafrika ihr Bollwerk gegenüber benachbarten afrikanischen Befreiungsbestrebungen sahen. Von seinem 23. Lebensjahr an, als Mandela sich aus seiner ländlichen Umgebung löste, in der er eine von Missions- und Kolonialschule geprägte Ausbildung erfahren hatte, und sich nach Johannesburg verabschiedete (1941), befand er sich im konstanten Widerstand gegen die herrschende Ungerechtigkeit kolonial-rassistischer Unterdrückung. Er wurde wiederholt inhaftiert und auch anderweitig in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt (mit „Bann“ belegt). Mandela agierte in einer Vielzahl verschiedener Rollen: als Organisator von politischen Veranstaltungen und sozialen Netzwerktreffen; als Rechtsbeistand und Anwalt vor Gericht, mitunter als Zeuge, aber auch als Angeklagter; schließlich als strategischer Denker und führender Kopf des ANC, der unablässig daran arbeitete, Bündnisse mit anderen widerständigen Organisationen in Südafrika herbeizuführen.

Stephan Bierling, Politikwissenschaftler und Autor der vorliegenden Biographie, vermittelt seinen Leserinnen und Lesern keinen adäquaten Begriff von alldem. Er steht vielmehr völlig im Bann der späten Jahre Mandelas, des erfolgreichen Politikers und Staatsmannes, und seiner inter-

nationalen Wirkung, die er seit den 1990er Jahren unbestreitbar hatte und die weiterhin medienwirksam bespielt wird. Gleich zu Beginn bezeichnet er Mandela als „ein Rätsel“ (S. 14) und hält dessen „Rätselhaftigkeit“ (S. 14) für konstitutiv. Von daher ist es nur logisch, dass ihm Mandela auch das gesamte Buch hindurch ein Rätsel bleibt. Daraus ergibt sich jedoch ein ganz grundsätzliches Problem, unter der diese Biographie leidet: Bierling ist fasziniert vom beispiellosen politischen Erfolg dieses Mannes als Präsident Südafrikas von 1994 bis 1998 und seiner Rolle als international anerkannter *elder statesman* seither, aber er kann ihn sich nicht erklären. Zu sehr steht alles, wofür Mandela vor den 1980er Jahren steht – Widerstand, Opposition und Kampf –, im Gegensatz zu eigenen, positiv besetzten Werten des Autors. Von einer herrschaftskritischen Perspektive, in der sowohl die Geschichte Südafrikas – und der Welt – als auch der Werdegang Nelson Mandelas relativ leicht nachvollzogen werden könnten, ist Bierling bedauernswerterweise meilenweit entfernt.

Mit dem „Rebellen“ Mandela, dem Widerständigen, dem Unangenehmen, dem Kämpfer für Gleichberechtigung der südafrikanischen Bevölkerungsmehrheit unter Bedingungen des in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft diskriminierenden Rassenstaats, zu dem Südafrika spätestens mit der Einsetzung der Apartheid-Maßnahmen seit 1948 geworden war, weiß Bierling, das wird durch die Lektüre sehr rasch klar, wenig anzufangen. Kein Zweifel besteht für ihn daran, dass Mandela zu den „große[n] Staatsmänner[n]“ zählt (S. 15); als Mittsiebziger also erscheint ihm Mandela groß und bedeutend, doch über die weitesten Teile seines Lebens bleibt er ihm suspekt und fremd. Und er unternimmt wenig Anstrengung, ihm nahezukommen.

Der Autor, in dessen Vita nichts darauf hindeutet, was ihn zum Biographen Mandelas prädestinieren würde, demonstriert Zeile für Zeile, dass er weder mit afrikawissenschaftlichen Konventionen noch mit Rassismusforschung noch mit einschlägigen historischen Praxen vertraut ist. Auch von der Geschichte Südafrikas hat er nur wenig Ahnung. Man stelle sich einen Biographen Hitlers vor – ohne Deutschkenntnisse, ohne Interesse an der deutschen und europäischen Geschichte, ohne klaren Begriff von Rassismus und ohne das Rüstzeug geschichtswissenschaftlichen Handwerks. Das Resultat könnte kaum desaströser sein als im vorliegenden Fall. Was um alles in der Welt bewegt einen Verlag zur Publikation eines

derartig unzureichenden Machwerks? Das wirft Fragen danach auf, wie der Verlag C.H. Beck seine Autoren auswählt und welche Maßnahmen zur Qualitätssicherung er ergreift, doch ließe sich hier darüber nur spekulieren. Einige Beispiele müssen genügen, um die sich durch das ganze Buch durchziehenden Probleme zu veranschaulichen.

Dabei weiß man fast gar nicht, wo man beginnen soll, so viele falsche und/oder problematische Aussagen werden hier zum Teil innerhalb eines Satzes getätigt: „Die Mandelas gehörten zu den Thembus [sic!], einem der fünf Hauptstämme [sic!] des Xhosa-Volks [sic!], das seit dem Mittelalter [sic!] aus der Region der Großen Seen in der Mitte des Kontinents [sic!] in die Transkei [sic!] eingewandert sind. [...] In der Sprache der Ureinwohner [sic!], der Khoisan [sic!], bedeutet Xhosa »die wütenden Männer«. [...] [Mandelas Eltern,] Nosekeni oder Henry hatten wahrscheinlich Khoisan-Vorfahren, die man auch »Buschmänner« nennt [sic!], auf jeden Fall legen das Mandelas tiefhängende Augenlider [sic!], hohe Wangenknochen [sic!] und heller Teint [sic!] nahe“ (S. 18f). Hier kann fast nichts unwidersprochen hingenommen werden. Es „stämmelt“ und „völkelt“ im unpräzise, aber naturalistisch und zeitlos inszenierten Habitat („Mitte des Kontinents“, „Mittelalter“), und rassenkundliches Vokabular feiert fröhliche Urstände. Ein linguistisches Kunstwort (Khoisan) wird ethnisiert bzw. rassifiziert, und das gleich dazu auch noch falsch („Buschmänner“ war die kolonial geprägte Bezeichnung für die Sammler-und-Jäger-Gemeinschaften der San, während die Rinder haltenden bzw. agrarisch wirtschaftenden Khoikhoi im kolonialrassistischen Kontext abwertend als „Hottentotten“ bezeichnet wurden/werden.)

Was oberflächlich vielleicht als bloße sprachliche Unzulänglichkeit erscheinen könnte, erweist sich jedoch als grundsätzliche begriffliche Fehlleistung. Bierling nimmt Mandela und Südafrika ausschließlich durch die europäische Brille wahr. Unkritisch übernimmt er koloniale und Apartheid-Kategorien der Gruppenbildung und fasst sie auf, als wären sie naturgegeben und würden die vielschichtige soziale Realität Südafrikas im Entferntesten adäquat abbilden. So kann er für die 1860er Jahre für Südafrika von den „drei großen Bevölkerungsgruppen“ (S. 23) phantasieren und damit Briten, Buren und „Afrikaner“ meinen. Er erwähnt zwar, dass Letztere in „mehreren afrikanischen Königreichen“ (S. 23) organisiert waren, erkennt aber nicht, dass sie nur aus europäischer Perspektive zur Gruppe

gebündelt wurden. „Dazu kamen die Inder [...]“ (S. 23), eine vierte Größe also, die im südafrikanischen Kontext zu einer staatlich anerkannten Gruppe gefasst werden sollte, um sie auch ganz offiziell, *de jure* und nicht bloß *de facto*, zu diskriminieren.

Historisch akkurat zu sein, daran liegt dieser Biographie nichts. Den Oranje-Freistaat, die neben Transvaal zweite bedeutende Burenrepublik, tauft Bierling in „Transoranje“ um. Das kurzlebige burische „Natalia“, das von 1839 bis 1843 bestand, dann zur britischen Kolonie Natal wurde, wird bei Bierling erst 1877 britisch (S. 23). Den zweiten Burenkrieg zwischen Briten und Buren von 1899 bis 1902 als den „ersten antikolonialistischen Kampf der modernen Geschichte in Afrika“ (S. 24) zu bezeichnen, spottet jeder Beschreibung. (Wenn zwei koloniale Akteure, Buren und Briten, gegeneinander Krieg führen, mag es gerade noch akzeptabel scheinen, das einen Kolonialkrieg zu nennen, weil er sich in einem kolonialen Raum abspielt, doch sind hier keine antikolonialen Kräfte am Werk. Diese weitere Überdehnung ist darum völlig abwegig.) Und da sind wir noch nicht einmal im 20. Jahrhundert.

Dort wird es freilich keinen Deut besser. Antikoloniale nationalistische Befreiungsbewegungen und ihre Persönlichkeiten werden als „Rebellenführer“ etikettiert. Würde Bierling den von ihm offenbar hochgeschätzten George Washington, „Befreier, Gründer und Sinnstifter der Nation“ (S. 12), solcherart bezeichnen? Wohl kaum. Doch Afrika ist in manchen Kreisen, die in Erinnerungen an *good old Europe* schwelgen (Bierling ist ein USA-Kenner), bekanntlich „*ein anderes Land*“. Und so liest der Afrikanist, der ich bin, mit Entsetzen angesichts der zur Schau getragenen Unkenntnis rezenter afrikanischer Geschichte und Arroganz den folgenden Satz: „Da viele afrikanische Rebellenführer von Julius Nyerere in Tansania über Kenneth Kaunda in Sambia und Robert Mugabe in Simbabwe nach ihrem Sieg gegen die weißen Kolonialherren ihr Land zugrunde richteten, ist das Verlangen nach einem schwarzen Superhelden in Afrika und im Westen so überwältigend, dass Mandelas tapfer ertragene Gefängnisjahre und seine titanenhafte Versöhnungspolitik alle anderen Aspekte seiner politischen Karriere und seines persönlichen Lebens überlagern“ (S. 13). Nur minimales Wissen um die spätkoloniale und postkoloniale Geschichte dieser drei Länder ist nötig, um die Absurdität dieses Satzes zu erkennen, der drei völlig unterschiedlich agierende Politiker und

Regime der jüngeren afrikanischen Geschichte amalgamiert und ihnen, wider die geringste empirische Evidenz, konstatiert, ihre Länder zugrunde gerichtet zu haben. Es ist in etwa so, als wollte man schreiben: „Da die alliierten Regierungsklüngelspitzen von Franklin D. Roosevelt in den USA und Charles de Gaulle in Frankreich über Winston Churchill in Großbritannien und Josef Stalin in der UdSSR nach ihrem Sieg gegen die nationalsozialistische Herrenrasse ihr Land zugrunde richteten, ist das Verlangen nach einem weißen Superhelden in Europa und weltweit überwältigend.“ Bierlings Satz ist um keinen Deut weniger absurd. Doch enthält er leider eine nur allzu klar verständliche Botschaft: Afrikaner taugen nicht zur politischen Führung, und sie rufen allesamt nach dem starken Mann, dessen sie bedürftig sind.

Daneben erscheinen andere Ungereimtheiten im Text fast unbedeutend. Wiederholt werden südafrikanische schwarze Nationalisten etwa als „Afrikanisten“ bezeichnet; sehr zur Verwunderung jener, die diesem Berufsstand im deutschen Sprachraum angehören. In diesem wie in manch anderen Zusammenhängen fehlt dem Autor offenkundig das Bewusstsein, dass nicht alles wortgetreu aus dem Englischen (oder anderen Sprachen) ins Deutsche (oder eine andere Sprache) übertragen werden kann, ohne seinen spezifischen Sinn zu verlieren und andere Bedeutungen anzunehmen. Für Kontextabhängigkeit hat er kein Gespür. Das erklärt die ständige Präsenz von „Stämmen“ und „Häuptlingen“ in seinem Text, die sich dort – gedankenlos, wie es scheint – tummeln. Doch die Gedankenlosigkeit ist die des Autors, nicht derjenigen, über die er zu schreiben meint. (Zur Klärung: „Tribe“ ist mit „Stamm“ meist inadäquat übersetzt, die Bedeutungen von „chief“ und „Häuptling“ sind nicht dieselben.)

Das Buch nähert sich Mandela von dessen Ende her, mit dem der Autor sympathisiert (dem Großen, Schönen und Reichen, wenn ich so sagen darf), und grenzt es scharf vom Großteil seines Lebens ab, dem Bierling wenig Sympathie und sehr viel Ablehnung entgegenbringt. Dem selbstbewussten Charme, mit dem Mandela als angehender Rechtsanwalt gegen Diskriminierung und staatliche Repression auftrat, kann er sich nicht völlig entziehen, was insbesondere seine Schilderungen des sogenannten Hochverratsprozesses gegen führende Mitglieder der *Congress Alliance* (einer „multirassischen“ Allianz einschließlich des ANC) in den Jahren 1956/57 bis 1960 und des Rivonia-Prozesses 1963 bis 1964 verdeutli-

chen. Doch machen dieselben Abschnitte auch klar, dass er kein bisschen mit den Grundüberzeugungen Mandelas übereinstimmt, und auch, dass ihm ein adäquates Verständnis der südafrikanischen Situation völlig fehlt.

Der südafrikanische Apartheidstaat scheint ihm ein Staat wie jeder andere zu sein, dem gegenüber bedingungslose Gehorsamspflicht besteht. Vor diesem Hintergrund werden strategische Aussagen und Zurückweisungen von Anklagepunkten im Prozessverfahren als „Lügen“ Mandelas gedeutet und suggeriert, dies werfe begründete Zweifel an seiner Moralität auf. Denselben Effekt soll wahrscheinlich auch der wiederkehrende Hinweis auf dessen Eheprobleme und seine Affären in den 1950er Jahren erzielen (Mandela war dreimal verheiratet: mit Evelyn Mase, 1944–1958; mit Winnie Madikizela-Mandela, 1958–1997; schließlich mit Graça Machel, 1998–2013). Mandela im politischen Widerstand soll nicht nur als schlechter Staatsbürger, als Lügner und politischer Gewalttäter erscheinen, sondern auch als schlechter Ehemann, Ehebrecher und pflichtvergessener Familienvater gebrandmarkt werden. Eine durchsichtige Strategie, die private und öffentliche Sphären willkürlich vermengt, um ideologischen Urteilen, die unhaltbar sind, ein Hintertürchen offenzuhalten. Seriös ist das nicht. Eventuelles Fehlverhalten in persönlichen Belangen entwertet ein bestimmtes politisches Handeln und Denken ebenso wenig wie öffentliche politische Verirrungen ein solides Familienleben verhindern. Hier besteht keinerlei zwingender Zusammenhang.

Das Kommunisten-Bashing, das Bierling in bester Tradition des ideologischen Kalten Kriegers betreibt, mutet anno 2018 etwas sonderbar an, aber immerhin hat es Methode. Die Annäherung zwischen ANC und südafrikanischen Kommunistinnen und Kommunisten, zu der es infolge des Verbots der *Communist Party of South Africa* (CPSA) (und der „illegalen“ Neugründung als *South African Communist Party* [SACP]) 1950 kam, ist für Bierling offenkundig ein Pakt mit dem Teufel. Mit Kommunisten ist kein Staat zu machen. Punkt. Egal unter welchen Bedingungen. Umso weniger, als diese Ideologie in solchen Kreisen bekanntermaßen jüdisch unterwandert ist: „In der 1921 gegründeten KP Südafrikas, die Ende der 1920er Jahre unter die direkte [sic!] und dauerhafte [sic!] Kontrolle Moskaus geriet, nahmen Juden stets leitende Funktionen ein“ (S. 84). Er denkt dabei an die 1919 von Lenin begründete Dritte Internationale, die Kommunistische Internationale, die als Werkzeug der Weltrevolution

dienen sollte, und unterschlägt, dass diese Organisation 1943 wieder aufgelöst wurde, auch weil ihr Scheitern in der Durchsetzung des sowjetischen Diktats an allzu vielen Orten sichtbar geworden war. Direkte, dauerhafte Marionetten Moskaus? Mit der historischen Wahrheit nimmt es der Autor nicht gerade genau.

Sogleich schließt er an, schießt er nach: „Fast alle KP-Führer [sic!]“ – darunter subsumiert er sowohl jene der CPSA als auch der SACP, suggeriert also eine über Jahrzehnte dauernde essenzielle Kontinuität von den 1920ern an bis, ja bis wann eigentlich? – „verehrten Stalin, identifizierten sich kritiklos [sic!] mit sowjetischen Positionen und warfen Abweichler aus der Partei, waren nicht frei von Paternalismus gegenüber Nicht-Weißen [sic!] und Frauen [sic!] und beschäftigten schwarze Dienstmädchen und Gärtner [sic!]“ (S. 84). Das ist ihnen also vorzuwerfen, und ganz besonders in einem von Rassentrennung und Diskriminierung geprägten Südafrika? Ernsthaft?

Immerhin erwähnt Bierling dann doch, dass „die Kommunisten die einzige organisierte weiße Gruppe [bildeten], die die Anliegen der Schwarzen, Inder und Farbigen unterstützte, mit ihnen auf Augenhöhe zusammenarbeitete und ihr volles Wahlrecht forderte“ (S. 84). Dies als etwas genuin Positives zu bezeichnen, dazu ringt er sich freilich weder hier noch sonst wo durch. Schwerer wiegt für ihn etwas, das ihm in seiner ideologischen Verblendung als negativ erscheint: die Tatsache, dass sich „schwarze“ ANC-Gruppen Anfang der 1950er Jahre zu einer kritischen sozialrevolutionären Position durchdrangen. In seiner Wahrnehmung war das freilich einer kommunistischen Unterwanderung geschuldet: „In den folgenden Jahren baute die SACP ihren Einfluss im ANC systematisch aus“ (S. 84). So lautet der Satz, der nahtlos an den vorigen anschließt.

Um seine Bewunderung für den Erfolg des späten Mandela mit seiner Verachtung für den gesellschaftsverändernden Einsatz vereinbaren zu können, den Mandela und Abertausende andere Südafrikaner und Südafrikanerinnen über Jahrzehnte hinweg alltäglich gelebt haben, suggeriert Bierling den Eindruck eines radikalen Bruchs in Mandelas Position. Er erzählt willkürlich eine Geschichte von Gewaltbereitschaft zu Gewaltlosigkeit, die völlig unstimmig ist. (Beides waren für Mandela opportune Strategien der politischen Auseinandersetzung, sofern es – seiner Einschätzung nach – die Situation verlangte; und zwar zeitlebens.) Schlimmer als

die faktischen Fehldeutungen, von denen diese Biographie nur so strotzt, ist freilich die ideologische Verblendung, die zu solchen Irrtümern Anlass gibt. In einer Art einleitendem Vorwort, das Bierling tolldreist exotisierend „Madibas Magie“ nennt, wird das schon gleich zu Beginn des Buches offenkundig. Dort lobt er die Maßnahme des Apartheid-Staates, Mandela jahrzehntelang wegzusperren, gleichsam wohlwollend wegen ihres (angeblichen) domestizierenden Effekts auf dessen Persönlichkeitsentwicklung: „Er hat sich in den 27 Jahren der Haft neu geformt. Der Mann, den die Regierung 1963 aburteilen ließ, war eine imposante Figur des Widerstands, aber auch heißblütig [sic!] und gewaltbereit. Als Mandela am 11. Februar 1990 das Gefängnis als freier Mann verließ [sic!], [...] war er zu einer besonnenen, abgeklärten Führungspersönlichkeit gereift [...] [mit] moralische[r] Autorität, Willenskraft und Verhandlungsgeschick [...]“ (S. 11).

Wer gegen Herrschende opponiert, gar emotional aufgebracht und eventuell sogar handgreiflich gegen Ungerechtigkeiten einschreitet, besitzt demnach keine Reife, keine Führungsqualität, keine moralische Autorität, keine Willenskraft, kein Verhandlungsgeschick?

In vielem faktisch falsch, grundsätzlich unseriös in der Herangehensweise und plakativ in der Darstellung. So lautet meine kürzest mögliche Beurteilung des Buchs.

Plakativ nennt schon der Untertitel drei rhetorische Figuren, um diesen großen Mann der neueren politischen Geschichte Südafrikas zu charakterisieren: „Rebell, Häftling, Präsident.“ Auf zwei davon greift der Autor auch ganz explizit zurück, um zwei seiner insgesamt 13 Kapitel zu überschreiben. So tritt die Beschreibung der langen Inhaftierung Mandelas von 1963 bis 1990 unter der Überschrift „Häftling Nummer 466/64“ (Kapitel 8) in Erscheinung, und seine Präsidentschaft von 1994 bis 1999, die erste in Südafrika, die aus allgemeinen freien Wahlen hervorging, wird einfach „Der Präsident“ (Kapitel 12) genannt. Andere plakative Rollenzuschreibungen, durch die Bierling seine Themenbehandlung strukturiert, die im Wesentlichen einfach der Chronologie gehorcht, haben es hingegen nicht in den Untertitel geschafft; etwa „Der Junge vom Land“ (Kapitel 1), „Der Freiheitskämpfer“ (Kapitel 3), „Kommunist und Terrorist?“ (Kapitel 6), „Der Verhandler“ (Kapitel 10), „Der Retter“ (Kapitel 11), „Elder Statesman“ (Kapitel 13). Weitere mehr oder weniger knackige, aber jedenfalls stereotype Zuschreibungen – wie etwa „Der Versöhner“ (S. 320), „Unbeugsamer

Menschenfischer“ (S. 202), „Bestseller-Autor“ (S. 346), „Der Tod des Patriarchen“ (S. 368), „Als Schwarzer im Land der Weißen“ (S. 23) – sind als Zwischenüberschriften prominent platziert.

Die Darstellung insgesamt folgt einfach linear dem Zeitverlauf. Eine ernsthafte Überlegung, wie seriöse biographische Forschung funktioniert, ist nicht zu erkennen. Was kann und soll eine Biographie leisten? Sie soll Leben und Werk eines Menschen schildern, seine Entwicklung nachzeichnen, Konstanten und Brüche herausarbeiten. Sie kann das im Rückgriff auf dokumentiertes Material, Quellen, auch tun. Allerdings erschöpft sich keine Biographie in der schlichten Beschreibung, sondern sie strickt immer ein Narrativ, eine bestimmte Erzählung, eine gewisse Deutung. Um dies in seriöser Weise überzeugend zu machen, ist es freilich notwendig, Verständnis zu entwickeln – für den Menschen, der biographisch beschrieben wird, vor allem aber auch für die Kontexte, die Lebensumstände und Bedingungen, unter denen jener gelebt hat. Schließlich erfordert biographisches Schreiben, zumindest im 21. Jahrhundert, auch eine gewisse selbstkritische Reflexionsleistung des Biographen selbst. Nichts davon bei Bierling: eine vergebene Chance.

Vielleicht ist das zu viel erwartet? Ich denke nicht, und Bierling schürt die Erwartungshaltung, denn er setzt sein Ziel kaum bescheidener an: „Den Mann aus Fleisch und Blut herauszuarbeiten, zu zeigen, was ihn antrieb, wie sich seine politische Philosophie entwickelte und wie er zur moralischen Instanz Südafrikas, ja der Welt aufstieg, ist das zentrale Anliegen dieses Buchs“ (S. 14). Keines dieser Anliegen löst er in befriedigender Weise ein. Mandela in Fleisch und Blut ist auch am Ende der Lektüre nicht in Sicht. Einer überzeugenden Erklärung von Mandelas Motivation, sein Leben dem Kampf um Gleichberechtigung in Südafrika zu widmen, kommt Bierling kein bisschen nahe. Mandelas politische Philosophie bleibt ihm in ganz grundsätzlichem Sinn rätselhaft und verschlossen. Und seine Behandlung von Mandelas Aufstieg zur moralischen Instanz leidet darunter, dass Bierling daran gelegen scheint, an ihr auf Teufel komm raus zu rütteln. Man bemerkt eine gewisse Leidenschaft für das Thema, besonders auffällig auch an dem tiefenden Pathos zahlloser Formulierungen, aber keine Sympathie für den Charakter Mandela und kein über die Oberfläche hinausgehendes Interesse an südafrikanischer Geschichte.

Auf eine seriöse „kritische Biographie“ Mandelas bleibt also nach wie vor zu warten. Es soll nichts Schlimmeres passieren. Um sich die Zeit zu vertreiben, bleiben Mandelas autobiographische Schriften, zahlreiche Lebensbeschreibungen von Zeitgenossen, Mitstreitern und Konkurrenten, Sympathisanten und Gegnern, und unzählige seriöse Bücher zur Geschichte und Gegenwart Südafrikas.

Arno Sonderegger  
Institut für Afrikawissenschaften, Universität Wien  
arno.sonderegger@univie.ac.at